

auf eine Reihe verwandter Denker beibehaltene Bezeichnung Sprachdenker. Ungeachtet aller Verwahrungen begegnet häufig die Verwechslung eines Sprachdenkers mit einem „Sprachphilosophen“. In einer soeben erschienenen „Sprachphilosophie als Grundwissenschaft“ (Verfasser: Wilhelm Luther, Heidelberg 1970 S. 456) wird im Kapitel „Sprache und Gesellschaft“ eine Gruppe sprachlicher Kommunikationsformen erwähnt, die den Bereich der Ethik bzw. der Religion berührt. Und wir lesen (S. 345): „Zu ihr gehören die Phänomene: Versprechen, Gelübde, Eid, Ehrenwort, Bekenntnis, Beichte, Geständnis u. a. m. In ihnen bewährt sich oder versagt der Mensch als sittlich verantwortliche Person oder als Angehöriger einer Religionsgemeinschaft. Auf diesen existentiell wichtigen Komplex kann aber im Rahmen unserer sprachsoziologischen Skizze nur andeutend hingewiesen werden.“ Jeder Leser Rosenstocks wird sich erinnern, daß solchen und ähnlichen „Komplexen“ in seiner Denkwelt die Hauptrolle zukommt.

Vielleicht möchte es innerhalb oder außerhalb unserer Gesellschaft jemanden locken, sich über den Unterschied zwischen theoretischer Sprachphilosophie und dem Sprach- oder Sprechdenken Rosenstock-Huessys selbständige Gedanken zu machen und sie unserer nächsten Mitgliederversammlung vorzutragen. Aber auch andere Themen, die sich aus den theologischen, geschichtlichen oder soziologischen Beiträgen Rosenstocks ergeben, wären uns willkommen. Dabei mag uns der Hinweis von Hans Jürgen Schultz leiten, daß er bislang keinen ergiebigen Kritiker gefunden hat. Es sind zwei oder drei Dissertationen zu seinem Schrifttum in Arbeit, über die wir zu gegebener Zeit berichten werden. Die Einladung zur Mitgliederversammlung wird ergehen, sobald sich ein geeigneter Berichterstatter gefunden hat.

Mit dem Wunsche, daß sich als solche mehrere Freiwillige melden, verbinden wir die leider notwendig gewordene Bitte, daß man sich an rückständige Zahlungen erinnern und uns über Änderung von Anschriften jeweils rechtzeitig unterrichten wolle.

Georg Müller

Kurt Ballerstedt

Karl Heinz Potthast

Mitteilungsblatt der Eugen Rosenstock-Huang Gesellschaft, 11, 1969 587

*Prolog und Epilog zu den Briefen Eugen Rosenstocks und Franz Rosenzweigs —
fünfzig Jahre später*

übersetzt aus „Judaism Despite Christianity“ 1969 S. 71 ff.

Über diesen „existentiellen“ Briefwechsel ist viel Unsinn verzapft worden. Einige Leute sprechen von ihm, als hätte er Eugen zu einem Juden gemacht und seinem christlichen Glauben entfremdet, und es sind ihm darüber jahrelang recht närrische Briefe geschrieben worden. Und sogar heute noch, Jahrzehnte nach seinem Tode, wird Franz vorgeworfen, daß er dem Christentum so viel — zuviel! — eingeräumt habe. Solche Interpretationen, die zuweilen auf Anklagen hinauslaufen, bezeugen ein schweres Mißverständnis auf seiten derer, die sie vertreten. Wie dem auch sei, nach fünfzig Jahren dürfte es Eugen als dem überlebenden Teilnehmer des Dialogs nun möglich sein, die Tatsachen in eine etwas bessere Perspektive zu rücken, als es bis heute geschehen ist, und dem Leser dabei zu helfen, die Scharfeinstellung auf das wirkliche Geschehen zu finden.

Von ihren wertvollen Ausführungen über Christentum und Judentum einmal ganz abgesehen, bedeuten diese Briefe in einem Punkt ein wirkliches Ereignis: Hier wurde der Objektivitätsschwindel der akademischen Zunft in seiner ganzen tödlichen Wirkung auf die westliche Welt erkannt. (Schwindel ist dabei vielleicht noch ein zu milder Ausdruck, wissen Schwindler doch wenigstens, was sie tun.) Ein Jude und ein Christ legten für einen Augenblick ihre unauflösbaren Antithesen beiseite und vereinigten sich gegen alle selbsternannten „Humanisten“ jeglicher Couleur und Kategorie. In ihrer Feindschaft gegen alle Götzen des Relativismus (an die nicht einmal Einstein glaubte), gegen „Objektivität“ (bestenfalls weithin angehelt), abstrakte und namenlose Statistiken (bestenfalls weithin bedeutungslos), fanden der Jude und der Christ eine gemeinsame Aufgabe. Es war ein Drama in drei Akten. Wer nur die Briefe liest, wird fast zwangsläufig ein falsches Bild gewinnen. Denn diesen Briefen ging 1913 um volle drei Jahre ein quälender Dialog voraus, und ein kraftvoller Epilog folgte im Jahre 1920. Im Verlauf der drei Akte wurden Franz und Eugen existentiell gewandelt. Der Leser muß vielleicht eine gewisse Unbequemlichkeit auf sich nehmen, wenn ihm abverlangt wird, daß er diese drei Stufen unterscheide; aber ohne sein Entgegenkommen und die Bereitschaft, an dieser Wandlung teilzunehmen, sollte er sich die Mühe sparen, diese Seiten zu lesen.

Akt I — 1913

Franz, ein reifer Student von 27 Jahren, Verfasser einer erstaunlichen, aber noch ungedruckten Doktor-Dissertation „Hegel und der Staat“, geht nach Leipzig, einer großen deutschen Universitätsstadt, um „etwas Rechtswissenschaft“ zu studieren. An dieser Universität, beim Sitz des Obersten Deutschen Gerichtshofes, gehört ein Onkel von Franz als „Herr Geheimrat“ zur Juristischen Fakultät, und Eugen, mit 25 Jahren der jüngste Dozent eben dieser Fakultät, hält Vorlesungen in mittelalterlicher Verfassungsgeschichte. Franz, ein äußerst souveräner Kopf, besucht die Vorlesungen und Seminare dieses jüngeren Mannes.

An einem Sommerabend des Jahres 1913 geraten Franz, Eugen und ein Sohn des Herrn Geheimrats, Rudolf Ehrenberg — er steht vor seiner Berufung als Physiologe an die Universität Göttingen — in eine heftige Diskussion über Wissenschaft und Religion, angeregt von einem Roman Selma Lagerlöfs „Die Wunder des Antichrist“.

Eugen hat den Roman seit jenem Sommerabend nicht wieder zu Gesicht bekommen, und doch hallt der letzte Satz dieses Buches — über das wundertätige Madonnenbild in einer sizilianischen Kirche — immer noch in seinem Geiste nach. Er lautet oder lautete im Jahre 1913: „Niemand kann die Menschen von ihren Leiden erlösen, aber viel wird dem vergeben werden, der ihnen neuen Mut gibt, diese Leiden zu ertragen.“ Dieser Satz ist von Glauben und Zweifel erfüllt, von beidem, und an jenem warmen Abend wurde seine Aussage hin- und hergewendet, her und hin und wieder her. Franz, damals seit acht Jahren Student der Philosophie und Geschichte, verteidigte den seinerzeit herrschenden Relativismus, während Eugen Gebet und Gottesdienst als seine eigentlichen Führer zum Handeln bezeugte. Die drei Männer trennten sich spät in dieser Nacht, ohne den Gegenstand der Religion bis zum Jahre 1916 noch einmal zu berühren. In der Zwischenzeit sollten sich Franz und Eugen nur ein einziges Mal wiedersehen, und bei dieser Gelegenheit, am 30. Juli 1914, verhinderte der Ausbruch des Weltkrieges jeden religiösen Dialog.

(Die sehr kurze Begegnung fand in der Wohnung von Eugens Eltern in Berlin statt. Während Eugen ganz von der Aussicht erfüllt war, am 2. August in das Heer einzutreten, benutzte er die Gelegenheit von Franzens Besuch, um — unter einer kühlen Dusche stehend — eine Art von „dringendem Memorandum“ für das Auswärtige Amt zu diktieren. Franz versprach, das Memorandum weiterzugeben.)

Längere Zeit hindurch blieb Eugen ohne Wissen von den bedeutsamen Begebenheiten, die im Wellenschlag des Dialogs von 1913 geschehen waren. Wie er später erfahren sollte, hatte der Ausbruch seines Glaubenszeugnisses in der Lagerlöf-Debatte Franzens Agnostizismus bis zu dem Grade erschüttert, daß Franz in den Monaten Juni bis September 1913 entschlossen war, Christ zu werden und sich ebenso radikal wie Eugen zum Glauben an den offenbarten lebendigen Gott zu bekennen. Aber im September 1913 besuchte Franz die Gottesdienste an den höchsten jüdischen Feiertagen, und die Teilnahme an diesem Akt göttlicher Verehrung überzeugte ihn, sehr zu seiner eigenen Überraschung, davon, daß er Jude bleiben konnte, ja, daß er es bleiben mußte — aber auf einer anderen Grundlage als bisher. Er war im wesentlichen zum Judentum konvertiert als zu der führenden Macht in seinem Leben. Aber Eugen, und dieser Punkt verdient, wiederholt zu werden, wußte nichts von dem tiefgreifenden Entschluß, zu dem sein Glaubensbekenntnis in der Leipziger Unterhaltung den Anstoß gegeben hatte, und nichts von seiner späteren Abwandlung dadurch, daß Franz die Synagoge, den jüdischen Ort der Anbetung Gottes, besucht hatte.

Akt II — 1916

Eugen kehrt für einige Wochen von der Verdun-Front in seine Garnison zurück. Der andere Partner von 1913, Rudolf Ehrenberg, besucht Eugen und seine Frau Margrit und erzählt ihnen von der Konversion Franzens zum Judentum und von den folgenden Jahren in Franz' Leben. Er drängt Eugen, an Franz zu schreiben, der zu dieser Zeit an der Mazedonischen Front als Unteroffizier in der deutschen Armee dient. Daher Eugens Brief vom 29. Mai, der seinen und Franzens Dialog über Juden- und Christentum unbeabsichtigt hervorruft.

Weil die gemeinsame Basis, die im Jahre 1913 zustande kam, ungewöhnlich ist, bedarf sie weiterer Definition. Franz und Eugen kamen zum Einverständnis darüber, daß die schwankenden akademischen Schibbolethe ihrer Tage — Objektivität, Humanismus und die sogenannte Aufklärung — letztlich Nichtigkeiten seien. Sie kamen darin überein, daß wirkliche Menschen Juden oder Christen sein, aber nicht die Rollen von „Benjamin Franklin“ oder „Thomas Paine“ spielen können, wenigstens nicht für längere Zeit, weil es keinen „common sense“, keinen allgemein gültigen gesunden Menschenverstand, jedenfalls keinen solchen im Sinne von *guten* Überzeugungen, die allen gemeinsam („common“) sind, geben kann, wo Menschen damit zufrieden sind, bloße Nummern zu sein, die mit Verallgemeinerungen und Platitüden Handel treiben. Hinter diesen Punkt der Übereinstimmung gegenüber Positivisten und Pragmatikern würde weder Franz noch Eugen sich zurückziehen, und in dieser Entschlossenheit besaßen sie nun eine vereinigte Front für Juden und Christen. Diese Frontstellung hatte Eugens Eigensinn den anderen in jenem Gespräch des Jahres 1913 aufgedrängt, aber er hatte ganz gewiß nie erwartet, daß sein Freund als *gläubiger* (nicht etwa nur als herkömmlich „frommer“) Jude, als Jude der *devotio* (nicht etwa nur der *denominatio*) innerhalb der gemeinsamen Front hervortreten würde. Wie Franz seine neue Position verteidigt, das macht den

Gehalt dieser Briefe aus, aber in ihnen bewegt sich das Pendel vom Glauben an die christliche Offenbarung zu einem Glauben an Moses und die Propheten, und jeder Glaube, dieser wie jener, hat seinen Gerichtstag.

Akt III — 1920

Der Dualismus zwischen Eugen, dem erklärten Christen, und Franz, dem nun seinen Glauben bekennenden Juden, wird erneut auf die Probe gestellt — diesmal als Teil einer dreiseitigen Situation. Ein Dritter (Rudolf Hallo) hat unter dem Einfluß Eugens mit dem Gedanken gespielt, sich taufen zu lassen, aber mit der Hilfe von Franz — er bestimmte ihn kühn zum Zweiten (und Nachfolger) in der Führung des Jüdischen Lehrhauses — stellt dieser junge Mann sein jüdisches Selbstverständnis wieder her. Aber nun plagt er Franz mit den Ausbrüchen seiner zu heftigen, ja fanatischen Rückkehr zur jüdischen Gemeinde, und Franz muß energisch dagegen auftreten, indem er betont, daß die Gemeinschaft aller derer, die glauben, gegenüber denen, die bloß zeitlos denken, *alle* Gläubigen umfaßt: „Sprache ist doch mehr als Blut.“

Konfrontiert mit dem ausschweifenden Eifer seines rekonvertierten jüdischen Freundes, erklärte Franz: „Die Mauern sind gefallen. Wo wir uns trafen, wo Eugen und ich uns trafen, da ist Mensch von Mensch nicht mehr durch veraltete Mauern getrennt ...“ — „Für die Erwachten ist die Welt zu einer Gemeinde geworden“ (Heraklit). „Unsere Gemeinsamkeit — der ich zwischen 1913 und 1917 zu widerstehen suchte — ist gesichert. Judentum, Christentum, Schöpfung: was uns im Blick auf alle drei widerfahren ist, das ist der lebendige Glaube, und keine (bloße) Orthodoxie kann diesen Strom des Lebens aufhalten, der unsere Auferstehung von den Friedhöfen Deutschlands und Europas bewirken muß. Wie die Form dieser Auferstehung *a u s s e h e n* mag, ist kein wirklicher Grund zur Sorge. Wir haben sie zu *l e b e n*.“ (Nachträglich — nicht vom Verfasser des Zitats — gesperrt.)

Und an Eugens Frau Margrit schrieb Franz am 15. Juni 1920 in einem bisher unveröffentlichten Brief: „Es ist eine große Tat der Gnade, daß Gott mich einmal im Leben aus dem Leben herausgerissen hat. Von Juli bis September 1913 war ich völlig bereit zu sterben — alles in mir sterben zu lassen. Aber das kann nicht zur Regel gemacht werden. Die meisten Menschen leben nur einfach ihr Lebensschicksal, ihre Lebensbestimmung und weiter nichts. Es ist das Besondere in uns, daß Gott in unserem Fall nicht nur durch unser Leben zu uns gesprochen hat; darüber hinaus hat er das Leben um uns herum einstürzen lassen wie die Kulissen einer Theaterdekoration, und auf der leeren Bühne hat er mit uns geredet. Wir müssen wissen, daß dies etwas Besonderes ist, und wir dürfen daraus keine unumstößlich feste Regel ableiten.“

Anschriften: Oberstudiendirektor i. R. Dr. Georg Müller, 4813 Bethel, Landgrafweg 4; Universitätsprofessor Dr. jur. Kurt Ballerstedt, 53 Bonn-Endenich, Lutfridstr. 6; Oberstudiendirektor Karl Heinz Potthast, 4816 Sennestadt, Am Hellweg 166. *Anmeldungen* beim Erstgenannten (Archiv und Geschäftsstelle); Mindestbeitrag jährlich 12,00 DM. *Zahlungen* bitte auf Postscheckkonto Hannover 2543 65 Dr. Wilhelm Hillenkötter, 4801 Kirchlindenberg (Sonderkonto) oder Girokonto 6 423 099 Kreis-Sparkasse Bielefeld Dr. Georg Müller. *Fernruf* der Geschäftsstelle: 0521/764/3929.